

Christmas

*For some there never comes the dawn,
The new Christ-life is never born,
Within them all they ever see
Is duty driven destiny.*

*But God would say to such as those
That Christ was dead before He rose,
That we want triumph on the cheap,
We want ourselves and Christ to keep.*

*Lord, nothing in my hand I bring,
To no demand or habit cling,
Dead to ourselves, we can decide,
Christ lives in us this Christmastide.*

(1955)

Peter Howard

WEIHNACHT

*Manchem von uns tagt kein Morgen
In Finsternissen harter Pflichten, Sorgen.
Für Christus ist darin kein Raum.
Ein neues Leben? Verwehelter Traum.*

*Und doch reicht uns der Herr die Hand:
Christus war tot, bevor er auferstand.
Zu wohlfeil wollen wir das Leben;
Wir möchten Christus, und nichts dafür geben.*

*Mit leeren Händen, Herr, darf ich Dich fassen,
Hab ich erst alles losgelassen.
Uns selbst gestorben, ist doch nichts verloren:
In uns wird's Weihnacht, Christus ist geboren.*

Peter Howard

Worum es bei der Rhodesienkonferenz geht

Genf, November 1976. Wenn man in der In- und Auslandspresse die Berichte über die Genfer Rhodesienkonferenz liest, sehen die Probleme, die am Konferenztisch zu lösen sind, eigentlich nicht allzu kompliziert aus. Auf der einen Seite scheint es eine störrische weisse Minderheit zu geben, die verzweifelt an der Macht festhält. Auf der anderen Seite stehen die unterdrückten Schwarzen – auch wenn diese gespalten sind –, denen man in ungerechter Weise die Macht vorenthalten hat. Jetzt ginge es nur darum, den Machtwechsel so schmerzlos wie möglich durchzuführen. Wenn die Weissen, die seit mehreren Generationen in Rhodesien gelebt haben, einfach vom Erdboden verschwänden, wäre dies die einfachste Lösung. Das Wichtigste für uns Durchschnittseuropäer scheint aber zu sein, dass uns die Lösung des Rhodesienproblems *ja nicht zu nahe gehen soll* – weder unserem Gewissen noch unserem Portemonnaie.



Das UNO-Gebäude in Genf – zurzeit Tagungsort der Rhodesienkonferenz. (Photo: United Nations)

Je länger man aber in Genf verbringt und mit den Delegierten der Rhodesienkonferenz selbst spricht, desto mehr wird einem klar, dass in diesen Wochen an diesem Treffen zwischen Schwarzen und Weissen des südlichen Afrika auch ein guter Teil unserer eigenen Zukunft mitentschieden wird. Auf vier gewichtige Fragen wird nämlich die Genfer Konferenz eine Antwort geben müssen.

1. Ist ein friedliches Zusammenleben zwischen Schwarz und Weiss im südlichen Afrika überhaupt noch möglich?
2. Wird in Rhodesien – möglicherweise später in Namibia (Südwestafrika) und noch später in Südafrika selbst – die Mehrheit der schwarzen Bevölkerung einen entscheidenden Anteil an der Gestaltung ihrer eigenen Zukunft haben oder wird ihnen diese von aussen her, auch mit Gewalt, aufgezwungen werden?
3. Oder werden die brennenden Probleme des südlichen Afrika statt am Konferenztisch durch einen Buschkrieg gelöst und werden dadurch auch die ganzen Nord-Süd-Verhandlungen zwischen Industrie- und Entwicklungsländern in die Konfrontation hineingezogen?

4. Können die christlichen Kräfte, die in allen politischen Lagern und bei beiden Rassen noch grossen Einfluss ausüben, bei der Vorbereitung einer «neuen Ordnung» im südlichen Afrika mithelfen?

Die Zukunft Südafrikas

Was die *Zusammenarbeit zwischen Schwarz und Weiss* anbetrifft, wird die Rhodesienkonferenz gezwungenermassen auch die Zukunft der Bestrebungen in Südafrika beeinflussen, ein Blutbad zwischen den Rassen zu verhindern. Dies wissen die Beteiligten selbst ganz genau. Viele der schwarzen Rhodesier zögern nicht, im privaten Gespräch immer wieder zu sagen, dass eine weitere Präsenz der Weissen auch in einem unabhängigen Zimbabwe für die Zukunft entscheidend wichtig ist. Die gleichen Männer verschweigen aber nicht, dass sie von den Weissen, die bleiben wollen, eine radikale Änderung der Einstellung und Mentalität erwarten. Hier geht es um menschliche Probleme, die es natürlich nicht nur zwischen Schwarz und Weiss, sondern auch zwischen Generationen, Klassen und politischen Lagern gibt. Können Menschen oder Gruppen von Menschen, die an der Macht gewesen sind und die Privilegien der Macht genossen haben, diese Vorrechte freiwillig abgeben und der sie ablösenden Mehrheit helfen, die Verantwortung für die Zukunft zu übernehmen?

Von der Antwort auf diese Frage hängt es nämlich ab, welche Gruppe – von den verschiedenen Parteien, die sich um die zukünftige Führerschaft bewerben – schliesslich die Oberhand gewinnen wird. Wenn eine Zusammenarbeit mit den Weissen möglich ist, dann wird diejenige Gruppe die Macht übernehmen können, die mit Hilfe der Weissen die Wirtschaft *durch Reformen und nicht durch Revolution* in den Dienst der Mehrheit führen will. Wenn die Zusammenarbeit mit den Weissen unmöglich ist, wird es zu einem klaren Bruch mit der Vergangenheit und zu einer *Lösung durch Gewalt* kommen mit allem Leiden, das damit nicht nur für die Weissen, sondern auch für die Mehrheit der Schwarzen verbunden sein wird.

Hier geht es ja auch schon um die zweite Frage – ob die Mehrheit der heute in Rhodesien lebenden Schwarzen ihre zukünftigen Führer und die Struktur des zukünftigen Staates *mitbestimmen* kann oder ob diese ihnen *von aussen her aufgezwungen* werden. Wenn man mit verschiedenen Delegierten spricht – sowohl in Genf wie auch in Rhodesien selbst –, so erfährt man sehr schnell, dass die Lösungen, die der Bevölkerung im Lande selbst vorschweben, gar nicht identisch sind mit denen, die in der Treibhausluft gewisser internationaler Konferenzen ausgearbeitet wurden.

Die Unabhängigkeit verlangt Opfer

Man würde sich deshalb wünschen, dass sich eine Reihe von europäischen Presseleuten der Frage widmen würde, was für *neue, originelle, spezifische Ideen* die schwarzen rhodesischen Führer für ihr zukünftiges Staatswesen entwickelt haben, anstatt von diesen nur die alten Klischees der antikononialen Zeit zu erwarten. Eine grosse Schweizer Tageszeitung verglich zum Beispiel zwei der schwarzen Delegationsleiter miteinander, unterstrich die glatte Effizienz und Organisationsgabe des einen und kritisierte beim anderen, dass er in Genf nur in einem kleinen Hotelzimmer wohnt und keinen grossen Verwaltungsapparat aufgebaut hat. Wenn der gleiche Journalist noch etwas weitergegangen wäre, hätte er entdeckt, dass der von ihm kritisierte Delegationsleiter

**Ein Kenner der
rhodesischen Szene
berichtet aus Genf**

ganz bewusst mit seiner Delegation zusammen in einem billigen Hotel lebt, dass er im Gegensatz zu seinen Kollegen bei der Eröffnungssitzung nicht in einer grossen schwarzen Limousine, sondern in einem Minibus vorfuhr und dass es ihm darum geht, schon jetzt seinen Landsleuten zu zeigen, dass auch die Unabhängigkeit mit Opfern verbunden sein wird.

In der gleichen Delegation wird auch darum gekämpft, dass jede Ausgabe mit Quittungen belegt wird und die Buchhaltung immer in Ordnung ist. Aus dem gleichen Grund – um schon jetzt, vor der Unabhängigkeit, die Art von Verwaltung vorzubereiten, die man später verwirklichen will – werden in dieser Delegation die Entscheidungen mit allen Beteiligten durchbesprochen, damit nicht alles nur von einem Führer und seinen engsten Adjutanten abhängt.

Die Frage der *Konfrontation zwischen Nord und Süd*, Schwarz und Weiss ist in den Kulissen der Rhodesienkonferenz allgegenwärtig. Ein afrikanischer Botschafter, der in all den Verhandlungen der letzten Jahre teilnahm, bei denen es um die Rohstoffpreise, die Verschuldung der Entwicklungsländer und den Aufbau einer gerechteren Wirtschaftsordnung ging, äusserte grosse Besorgnis, als er über einen möglichen Zusammenbruch der Genfer Konferenz sprach. Gerade jetzt scheinen die Nord-Süd-Verhandlungen in ein entscheidendes Stadium eingetreten zu sein. Eine Lösung mit dem Schwert im südlichen Afrika würde diese Verhandlungen sicher für längere Zeit lähmen.

Schliesslich bleibt noch die Frage des *Einflusses der christlichen Kräfte*. Es sind zwar nicht alle Delegationen in Genf so christlich engagiert wie diejenige von Bischof Muzorewa, in der ausser dem Chef noch fünf weitere Theologen eine wichtige Rolle spielen. Doch auch Joshua Nkomo und Ndabaningi Sithole sind Säulen ihrer Kirchen, und sogar Robert Mugabe, der Vertreter der in Moçambique stationierten Guerrilla-Armee, ist als praktizierender Katholik bekannt. Aber auch die Vertreter der Smith-Regierung sind am Sonntag in der Kirche zu finden.

Unsere besondere Verantwortung

Heisst dies, dass wir als europäische Christen und Gastgeber dieser verschiedenen Gruppen eine besondere Verantwortung tragen? Gewiss sind sie Moralpredigten und «guten Ratschlägen» besonders in der jetzigen kritischen Situation kaum zugänglich. Doch wird es sie sicher interessieren, wenn und wo auch immer europäische Christen durch die praktische Anwendung ihres Glaubens schwierige menschliche Probleme zu lösen versuchen. Gerade die Fragen, denen wir oft hilflos gegenüberstehen – vom Juraproblem bis zur Gastarbeitersituation –, könnten uns helfen, diesen Männern gegenüber auszudrücken, was es an Opfer und Änderung kostet, wirkliches christliches Zusammenleben zwischen verschiedenen Rassen und Sprachgruppen zu schaffen.

Ob wir es wünschen oder nicht, auf unserem Grund und Boden wird entschieden, wie ganze Generationen von Weissen und Schwarzen im südlichen Afrika in Zukunft leben werden.

Pierre Spoerri

Ärger

Es geht nicht nach meinem Kopf. Andere stellen sich mir in den Weg. Meine Absichten stossen auf Widerstand. Fremde Interessen, Trägheit, Illusionen oder Phantasielosigkeit – der Gründe sind viele, die mich aufbrausen lassen. Andere stehen da und sind nicht zu bewegen, dass sie sich meinen Vorstellungen öffnen. Kurz, ich ärgere mich. Ich nähre den Ärger in mir. Ich lasse ihn wachsen, bis er gross geworden seinen Schatten auf alles wirft, auf die Menschen, mit denen ich arbeite, auf die Vorgesetzten, auf die Verhältnisse, auf die ganze Stadt, den ganzen Kanton, das ganze Land, das ganze System. Der ausgewachsene Ärger verdunkelt die Sonne. Es gibt eine Finsternis über der ganzen Erde, ja sogar eine Gottesfinsternis. Der Ärger ist zum Lebensüberdross geworden. Er ist sozusagen zwischen mich und Gott getreten. Ich sehe keine Sterne und auch keinen lieben Gott mehr.

Das ist der Augenblick, in dem ich mich unbedingt und ernsthaft mit meiner eigenen Verdrossenheit befassen muss. Wenn der ausgewachsene, lang gehegte und gehätschelte Ärger bis an die Wurzeln meines Lebens mit Gott und meines grundlegenden Vertrauens greift, wenn er alles zu vergiften droht, dann ist es höchste Zeit, ihn zu besiegen. Dann geht es um Sein oder Nichtsein. Aber eigentlich müsste man schon lange vorher die verheerenden Auswirkungen alles dessen, was einen verdriess, sehen und sich nicht täuschen lassen.

Es ist zu billig, wenn man mir sagt, mein Ärger sei durch mich selbst verursacht. Moralprediger dieser Sorte machen es sich zu leicht. Der Ärger ist ein Signal, das ernst zu nehmen ist. Er signalisiert eine Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Mein Anspruch kann zu Recht bestehen, und die Wirklichkeit kann schmerzlich enttäuschen. Der Ärger hat mit Erwartungen zu tun, die durchaus gut, ja ideal sein können. Was ich wünsche oder erstrebe, kann das Richtige sein. Meine Forderung kann es verdienen, dass ich sie durchsetze. Mein Ärger über die Hindernisse oder über die Menschen, die sich quer legen, wenn ich voran will, kann wohlbegründet sein.

Je tiefer er mit meinen besten Absichten zusammenhängt, um so tiefer greift er an mein Herz. Um so finsterner ist auch die Wolke, die sich da zwischen mich und mein Leben, zwischen mich und meinen Lebenssinn schiebt. Gottesfinsternis droht gerade da, wo Ärger sich am Zorn über Ungutes nährt. Aber Ärger hat nicht nur seinen guten Grund in Enttäuschungen. Er signalisiert auch eine persönliche Unterlegenheit, allzu schnelles Verzagen, oft auch Isoliertheit, Vereinsamung, Mangel an Freunden, an persönlicher Aussprache. Ich kann freilich versuchen, dem Ärger zu entgehen, indem ich meine idealen Absichten opfere und mein Wollen in Gruben und Gräbern versenke. Dann wird man aber leicht zum Zyniker, der mit seinen Mitmenschen freundlich redet, während er sie innerlich geringachtet. Nein, besser ist doch das Suchen nach Freunden, die offene Aussprache, das Forschen nach neuen Wegen.

Ich weiss, dass es schliesslich noch ein Letztes gibt. Ich meine, man müsse Liebe realisieren, zuerst mit Menschen, bei denen ein Verständnis mir entgegenkommt. Von da aus aber wird vielleicht auch das letzte möglich, das allen Ärger behebt: das Verständnis für die Hinderer und die Hindernisse. Ärger ist ein Signal, das blinkt über den Mängeln und Widerwärtigkeiten, die meine Welt, mich selbst und alles Sein von der Vollkommenheit trennen. Er ist aber auch das Signal eines hohen und guten Ringens, von dem einer nicht lassen soll.

Max Schoch

Unter den Menschen, die unsere notgeplagte Erde bevölkern, gibt es zwei Arten, die besonders auffallen: die Idealisten und die Zyniker. So unterschiedlich beide sind, so haben sie doch eines gemeinsam: dass sie der Menschheit nicht wirklich helfen können.

Die einen haben zwar, zusammen mit ihrem Glauben an das Gute im Menschen, eine positive Lebensauffassung; doch paart sich damit oft eine Blindheit gegenüber den realen Problemen der Menschen und ihrer Welt. Die anderen lassen sich nicht täuschen. Sie wissen, dass der Mensch von Grund auf korrupt ist und dass die Zukunft der Welt apokalyptische Züge trägt. Aber das Bewusstsein von der schier unlösbaren Kompliziertheit der Probleme treibt sie in die Hoffnungslosigkeit – in den Zynismus. So ist die nach Hilfe schreiende Welt voll von **Idealisten und Zynikern, die ihr nicht helfen können**. Und wer von uns hätte nicht etwas von dem einen oder anderen oder von beidem in seinem eigenen Herzen entdeckt?

Haben wir wirklich keine andere Wahl als die zwischen blindem Optimismus und zynischem Pessimismus? Ist es nicht möglich, die Welt realistisch zu sehen und doch die Hoffnung zu behalten? Können wir die Erbärmlichkeit des Menschen mit all seinen unkontrollierten Trieben annehmen und doch nicht verzweifeln?

Diese Möglichkeit gibt es in der Tat. Es ist die Möglichkeit des Glaubens. Dieser Glaube ist auch das Geheimnis von Caux. Dass wir uns hier versammeln, die schreienden Nöte der Welt in all ihrer Realität auf uns zukommen lassen und doch neue Hoffnung schöpfen – das ist ein Ausdruck des Glaubens.

Dieser Glaube ist nicht blind. Er stützt sich vielmehr auf eine nachprüfbar erfahrbare Erfahrung: dass diese Welt, wie wir sie aus den Zeitungen kennen, nicht die letzte Wirklichkeit ist, sondern dass es noch eine andere Wirklichkeit gibt; dass nicht nur diese alte Welt existiert, sondern eine neue Welt – und dass diese neue Welt schon mitten in die alte Welt hereinbricht. Ob ich daran glauben kann, hängt letztlich davon ab, ob diese neue Welt schon einen Brückenkopf in meinem eigenen Leben errichtet hat. Diese persönliche Erfahrung gibt mir auch Hoffnung für die Welt.

Wie diese andere Wirklichkeit, die Wirklichkeit Gottes, in unsere Welt eingreift, das ist das grosse Thema der Bibel. Und unversehens werden wir hier zu anderen Schlüssen geführt als ein Marx, Freud oder Nietzsche. Bei durchaus ähnlicher Diagnose gibt es doch eine andere Therapie. Mit welchem Realismus die Bibel die Welt sieht, aber welche überraschenden Folgerungen sie daraus zieht, wird besonders anschaulich bei einer Erzählung aus dem Neuen Testament:

«Jesus ging umher in alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Versammlungsräumen und predigte das Evangelium von der neuen Welt Gottes und heilte alle Krankheiten und alle Gebrechen. Und da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Da sprach er zu seinen Jüngern: 'Die Ernte ist gross, aber wenige sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende.'» (Matth. 9, 35–38)

Was sagt uns diese Erzählung über die Situation der Menschen? Was über Jesus und seine Botschaft? Was über unsere Aufgabe?

Die Not der Menschen

Das Leiden der Menschen «jammerte» Jesus. Dieses «Jammern» (griechisch: esplagchnisthee) hat der Wortbedeutung nach mit «Einge-weide» zu tun; d. h. der Magen dreht sich im Leibe um. Es ist der stärkstmögliche Ausdruck des Mitleidens. Jesus war verwundbar. Das

Leiden der Menschen packte ihn. Und dieses Gepacktwerden vom Leiden der Menschheit ist die erste Voraussetzung echter Hilfe. Dieses Mitleiden ist ja nicht selbstverständlich. Durch die permanente Konfrontation mit dem Leid – etwa am Fernsehen – stumpfen wir mehr und mehr ab. Und als ich den soundsovielten Bettler in Indien sah, da stand ich auch in der Versuchung, mein Herz einfach zu schliessen. Aber wir müssen verwundbar bleiben, wie Jesus verwundbar war.

In der heutigen Zeit spüre ich etwas von diesem «Jammer», wenn ich an die Studenten an den Hochschulen denke. Wohl kaum ein Satz könnte treffender von ihnen gesagt sein als der von den «zerschundenen und verschmachten Schafen, die keinen Hirten haben». Hinter der aufgekratzen, zum Teil gewalttätigen Fassade steckt die schreiende Not – die Not der allgemeinen Ziellosigkeit, die Not massivster persönlicher Probleme, die psychische Not durch den strukturellen Druck der heutigen Hochschulsituation. Wie sollte einen da nicht jammern?

Der Mensch ist ja so hilflos. Noch nie haben wir so viele Wissenschaftler gehabt wie heute; und doch waren wir noch nie so ratlos. Wir können demgegenüber unser Herz verschliessen und in den Tag hinein leben – aber dann ist alles verloren. Wir können aber auch unser Herz öffnen, immer neu, immer verwundbar – dann kann durch diese Ritze die andere Wirklichkeit hereinkommen, die Wirklichkeit Gottes, Gottes Reich.

Jesus bleibt nicht bei der Analyse stehen. Er sieht schon die Aufgabe: «Die Ernte ist gross!» Diejenigen, die am meisten gelitten haben, werden am ehesten das Mitleiden Gottes begreifen! Seine Barmherzigkeit! Nur an Mitarbeitern fehlt es noch für diese Ernte. Und dies ist die Einladung an uns.

Die Botschaft Jesu

In diese Situation hinein verkündet Jesus seine Botschaft. Wovon handelt sie? Was ist das Zentralthema Jesu, über das er Tausende Male gesprochen hat und das mindestens hundert Mal in der Bibel vorkommt? Der Kern seiner Botschaft ist die Verkündigung von der «neuen Welt Gottes», dem «Reich Gottes», der «Herrschaft Gottes», der «neuen Gesellschaft» oder wie immer man das ausdrücken möchte. Dabei hat Jesus nicht versäumt, bei seiner Antrittsrede in Nazareth diesem Konzept eine deutliche inhaltliche Füllung zu geben: «Der Geist des Herrn . . . hat mich gesalbt, zu verkündigen das Evangelium den Armen; er hat mich gesandt, zu predigen den Gefangenen, dass sie los sein sollen, und den Blinden, dass sie sehend sein sollen, und den Zerschlagenen, dass sie frei und ledig sein sollen, zu verkündigen das Gnadenjahr des Herrn!» (Luk. 4, 18f)

Jesus spricht hier von den konkreten Nöten seiner Zeit. Gott hat es mit den realen Problemen zu tun. Und wenn wir Christen sind, dann haben wir auch damit zu tun. Jesu Blick richtete sich auf eine neue Welt. Und das Geheimnis der ganzen Menschheitsgeschichte besteht darin, dass hinter dem, was in Zeitungen und Geschichtsbüchern steht, ein ideologischer Kampf verläuft zwischen der alten und der neuen Welt, zwischen Gottes Reich und dem Machttrieb der Menschen. Dieser innere Kampf geht quer durch die ganze Geschichte. Einmal wird der Sieg erreicht sein: Gott wird «abwischen alle Tränen, heilen alle Striemen, einen neuen Himmel und eine neue Erde» schaffen. Wie «dieses neue Reich» schon jetzt in unsere Welt hereinreicht, davon durften wir auch auf dieser Konferenz eine Ahnung bekommen.

Wir müssen uns fragen, was wir in den letzten 2000 Jahren aus der Botschaft Jesu von Gottes Reich gemacht haben. Immer wieder sind

Gottes

Überarbeitete Tonnachschrift eines Seminars, das auf der Sommerkonferenz 1976 in Caux gehalten wurde.

wir der Versuchung erlegen, dass wir die Früchte dieses Reiches haben wollten – ohne Gott. Immer wieder haben wir ein einzelnes Gut aus der neuen Welt herausgenommen, an die Stelle Gottes gesetzt und angebetet – und diese Pervertierung mit furchtbarer Versklavung bezahlt.

Dafür einige Beispiele: Indem wir die Güter dieser Welt, das Eigentum, an die Stelle Gottes setzten, ernteten wir Kapitalismus und Ausbeutung. Als wir die soziale Gerechtigkeit und Gleichheit zum obersten Primat erhoben, bekamen wir als Konsequenz die kollektiven Gesellschaften mitsamt den kolossalen Leiden eines "Archipel GULAG". Oder wir haben die persönliche Freiheit zum Gott gemacht und ernteten dafür einen rücksichtslosen Liberalismus, der jede Demokratie von innen zerstört. Aus der Zugehörigkeit zu einer Rasse wurde der Rassismus, aus dem Patriotismus der Nationalismus, aus der Gabe der Geschlechtlichkeit die Anbetung des Fleisches. Schliesslich erheben wir – im Zeitalter der Atombombe – den Frieden zum obersten Gut, noch über die Werte Gottes; und merken mit Staunen, wie daraus ein Pazifismus kommt, der oftmals den Aggressoren Vorschub leistet.

Wir können die Wohltaten von Gottes neuer Welt nur mit Gott haben. Es gibt die Früchte nicht ohne den Baum. Alle politische, soziale Arbeit ist ein Herumkratzen an der Oberfläche, wenn wir nicht das Grundproblem aufgreifen: dass sich diese verirrte Welt wieder Gott und seinem Reich zuwendet. «Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit», sagt Jesus, «so wird euch solches alles zufallen.» (Matth. 6, 33) Das ist es, was wir hier in Caux versuchen.

Dieses Reich Gottes ist nicht ein Alles-oder-Nichts, wie manche Menschen denken. Entweder, so meinen sie, die Welt ändert sich sofort und total, oder ich fange erst gar nicht an. Andere wiederum glauben, man müsse erst einmal alles zerstören, bevor man Neues bauen kann. Aber das Reich Gottes, von dem Jesus spricht, nimmt anders Gestalt an: Mitten in unseren alten, elenden Strukturen entsteht etwas Neues – wie wir es ja hier in Caux selbst erlebt haben. Mitten in den Auseinandersetzungen im südlichen Afrika geben sich Weisse und Schwarze die Hand.

Der Ruf zur Mitarbeit

«Die Ernte ist gross, aber wenige sind der Arbeiter.» Manchmal stelle ich mir vor – wenn man das einmal so menschlich ausdrücken darf –, wie Gott im Himmel sitzt und auf die Erde mit all ihren Nöten sieht und überall Hilfe und Heilung schicken möchte. Dazu aber braucht er unsere Mitarbeit: 'Hier bin ich, Herr, sende mich! Ich bin bereit. Wo brauchst du mich?' Sind wir solche verfügbaren Mitarbeiter Gottes in dieser Welt? Dazu sind wir berufen. Ganz unsystematisch möchte ich vier Punkte herausgreifen, die uns zu Mitarbeitern Gottes machen:

Erstens: die Erfahrung der eigenen Heilung. In unserem Matthäustext ist davon die Rede, wie Jesus die Menschen heilt. Viele von uns sind hier mit inneren Problemen und Wunden – die geheilt werden können! Oder wir haben Sünde und wissen nicht wohin damit – sie kann vergeben werden! Oder wir fühlen uns (vielleicht sogar von unseren eigenen Eltern) ungewollt – Gott aber hat uns gewollt! Vielleicht fühlen wir uns ungeliebt und von den anderen nicht angenommen – aber Gott liebt uns! Oder wir fühlen uns nicht gebraucht und in dieser Welt unnütz herumgestossen – aber Gott braucht uns für den Aufbau seiner neuen Welt! Diese Erfahrung der Heilung ist die elementarste Voraussetzung des Lebens. Ich selbst bin oft ausgepumpt und niedergeschlagen; und

meine Freunde merken das dann, wenn ich mürrisch bin, nervös und voller Sorge. Aber dann gibt es diesen Ort bei Gott, wo es Heilung gibt. Ich muss dann dahin, manchmal mehrfach am Tag. Einfach bei Gott sein und ausharren, bis wieder neue Inspiration, neue Hoffnung und Heilung kommt. Diese Heilung kann jeder erfahren.

Zweitens: Erwachsen werden. Die meisten Christen bleiben Kinder. Ein Kind lässt sich von den Eltern versorgen, aber ein Erwachsener übernimmt Verantwortung für die Menschen um sich herum. Die Welt, wie sie Jesus antraf, litt darunter, dass sie voll von Schafen war, aber keinen Hirten hatte. Was tut ein Schaf? Es blökt, frisst, läuft mit der Masse. Sind wir Menschen nicht oft wie die Schafe? Wir fressen, wir blöken, wir laufen mit den anderen mit. Hier sitzt das Problem der Welt. Aber jeder von uns hat die Berufung, dieses Stadium zu verlassen und 'Hirte' zu werden. *Es kommt dabei gar nicht darauf an, welchen Beruf ich habe – Student, Hausfrau oder Politiker. Überall kann ich anfangen, Hirte zu werden. Das ist der Schritt zum Erwachsensein.*

Drittens: die Schwerpunktverlagerung. Jesus spricht von der notwendigen Lebensänderung im Zusammenhang mit dem Reich Gottes: «Das Reich Gottes bricht herein. Darum ändert euch!» (Mark. 1, 15) Änderung ist also nicht selbstquälerische Selbstverbesserung, sondern verfügbar werden für das, was Gott in der Welt und mit mir vorhat. Die Hauptsache bei dieser Änderung ist die Schwerpunktverlagerung: Nicht mehr ich und meine Pläne sind wichtig, sondern was Gott in der Welt tut und wofür er mich braucht. Das ist eine grosse Befreiung. Mitarbeiter Gottes sein heisst: meine Probleme Gott zu überlassen und seine Sorgen zu den meinen zu machen. Irgendwann steht wohl jeder von uns vor der Entscheidung, diesen Vertrag mit Gott verbindlich abzuschliessen: 'Von jetzt an will ich nicht mehr für mich leben, sondern für das, was Gott in der Welt vorhat, damit sein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.' Dann bin ich in der Sendung Gottes.

Viertens: das neue Verhältnis zu den Menschen. Letzte Woche kamen einige von uns ins Gespräch über die Frage, was wohl das grösste Ereignis der Menschheitsgeschichte sei. Die Entdeckung Amerikas? Die Französische Revolution? Der erste Mensch auf dem Mond? Die Atomspaltung? Nein, wir kamen zu einem ganz anderen Ergebnis: die Fusswaschung Jesu bei seinen Jüngern. Das war der Einbruch der neuen Welt. Aber was haben wir daraus gemacht? Haben wir in Deutschland den Juden die Füsse gewaschen? Wir haben sie vergast. In anderen Ländern geschieht heute ähnliches. Und was machen wir im Verhältnis der Generationen? Die Alten schieben wir in Altersheimen, die Kinder in Internate, die Ehefrauen wechseln wir aus – aber waschen wir ihnen 'die Füsse'? Sind wir für sie da? Mit der Fusswaschung Jesu ist ein ganz neuer Faktor in diese Welt gekommen.

Mitarbeiter Gottes zu sein ist nicht nur das Allerdringlichste, was die Welt heute braucht; es ist auch das Schönste, was es gibt. Als Mitarbeiter Gottes weiss man, dass man Anteil hat am Aufbau einer neuen Welt; und man spürt, dass der Herr dieser neuen Welt zu einem ins Herz kommt – die kostbarste aller Erfahrungen.

Wir stehen auf unserer notgeplagten Erde vor einer einfachen Alternative: Entweder wir werden Mitarbeiter Gottes – dann finden wir unsere persönliche Bestimmung und haben Anteil am Heilungsprozess der Welt; oder wir tun es nicht – dann verfehlen wir unsere Bestimmung, und die Welt geht weiter ihren unheilvollen Gang. An alle Menschen ergeht die Einladung, ihr Leben ernst zu nehmen und einzutreten in die grosse, heilmachende Sendung Gottes in unsere Welt.

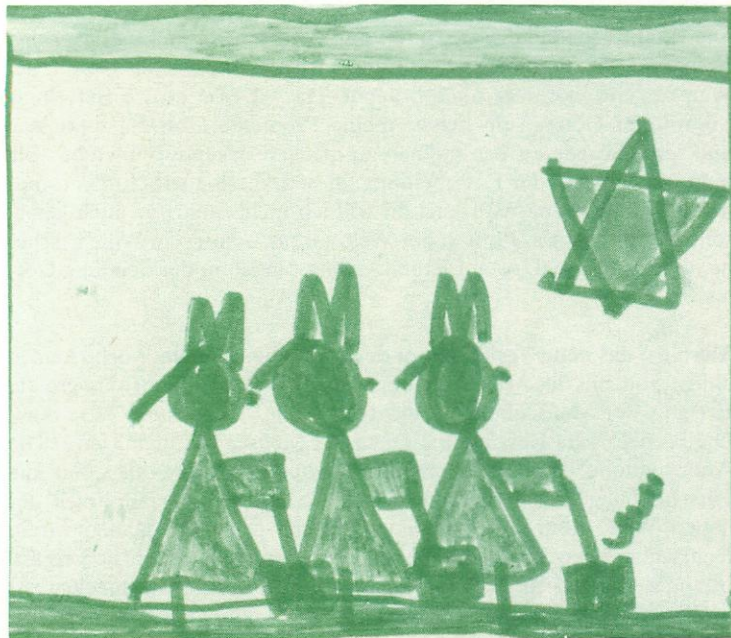
A propos Weihnachten

Muss es so sein?

Süsser die Glocken nie klingen, leise rieselt der Schnee . . . Für meine Generation mittleren Alters mit Haushalt, Familie, grossem Verwandten- und Bekanntenkreis ist die Realität etwas anders: überfüllte Geschäfte, das Nach-Hause-Schleppen der Einkäufe, das viele und komplizierte Kochen und Backen bringen eine grosse Menge an praktischer Mehrarbeit mit sich. Viele von uns Hausfrauen sehen deshalb mit gemischten Gefühlen dem Weihnachtsfest entgegen. Muss das so sein?

Bestimmt werden wir um Mehrarbeit nicht herumkommen, auch wenn wir noch so sehr vorausplanen und vereinfachen. Aber das Entscheidende ist unsere Motivation. Geht es uns um Pflichten und eingebürgerte Traditionen, oder ist das Christfest das Erlebnis einer Geburt, einer Neugeburt für uns und für die Menschen um uns herum?

Neugeburt bedeutet Vergebung. Für mich und unser Volk sehne ich mich heuer danach, dass wir vergeben können, wo wir meinen, das Recht zu haben, zu hadern und zu verurteilen. Könnten Liebe, Demut und Mitgefühl anstelle von Selbstgerechtigkeit, Besserwissen und Unversöhnlichkeit unsere Herzen erfüllen? Wie oft muss ich mit anhö-



ren, wie sich Leute beschwerten. «Der Pfarrer sagte vor sechs Jahren etwas, das mir nicht gepasst hat. Seither bin ich nie mehr in jene Kirche gegangen», erklärte mir jemand. Oder: «Der Milchmann hat mich einmal schlecht bedient; seither kaufe ich die Milchprodukte in der Migros», hörte ich eine Hausfrau sagen.

Wie steht es bei mir? Was habe ich vor sechs Jahren oder gestern Verletzendes gesagt oder gemacht? Ich weiss, wie ich die Vergebung durch Gott und meinen Nächsten bitter nötig habe. Könnte diese Weihnachtszeit das Eis in so vielen von uns zum Schmelzen bringen? Vielleicht würden wir dadurch als Volk zum warm schlagenden Herzen Europas.

Rita Karrer, Luzern

Vergeben können

Weihnachten bedeutet für mich vergeben können. Nur so werden Rachsucht, Hass und Spaltung überwunden werden können. Wenn wir dies tun, werden wir den grössten Beitrag zum Frieden geben. Der Preis, der zu zahlen wäre: gebrochener Stolz und gebrochene Eigenliebe.

Ich weiss, wie traurig und entsetzlich Weihnachten war, die ich als Kind erlebt habe. Mein Vater hatte die Familie verlassen. Heute ist eine Herzensfreude in mir, weil ich Vater vergeben konnte für alles, was er nicht getan hat für uns. Vergeben ist das Geheimnis des Lebens.

Trudi Trüssel, Caux

Nachdenkliches

Weihnachten 1916 – Früheste Kindheitserinnerungen: Tannen- und Kerzenduft, Lichterglanz, geheimnisvolles Funkeln farbiger Glaskugeln am Baum, knisterndes Holzfeuer im Ofen, Gesang «O du fröhliche» und «Stille Nacht». Beim Einschlafen dumpfer Kanonendonner aus Westen. Friede auf Erden?

Weihnachten 1946 – Zu dritt sitzen wir in Basel um den Lichterbaum, musizieren, singen die vertrauten Lieder, lesen die altbekannten Texte. Die Augen meines Sohnes glänzen und staunen. Als er geboren wurde, heulten die Sirenen, und Bomben fielen auf unsere Nachbardörfer jenseits der Grenze. Das Morden ist zu Ende. Europa liegt in Trümmern. Friede auf Erden?

Weihnachten 1976 – Die Mächtigen dieser Welt stapeln Waffen, wie sie die Menschheit noch nie gekannt hat. Hass, Spaltung, Terror überall. Ein Krieg löst den andern ab. Wann kommt der Frieden auf Erden? Haben wir Christen die Weihnachtsbotschaft nicht begriffen? Erleben wir Weihnachten nur als eine flüchtige sentimentale Ergriffenheit vor dem lieblichen Kind in der Krippe, das unsre Pläne nicht zu stören vermag? Dreissig Jahre nach Bethlehem, in der Bergpredigt kam die Herausforderung: Ich kann nicht zwei Herren dienen. Ich muss umkehren. Das ist der Schritt zum Frieden auf Erden.

Werner Haller, alt Posthalter, Caux

Das Singen

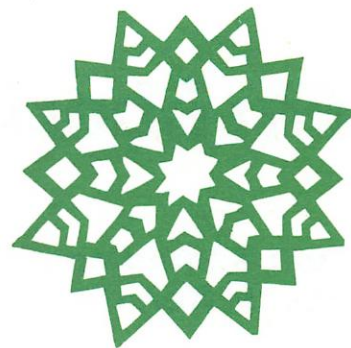
Weihnachten ist für mich ein Fest der Freude im Herzen. Um dieser Freude Ausdruck zu geben und die frohe Botschaft weiterzugeben, kenne ich nichts Schöneres als unsere Weihnachtslieder. Ich liebe es, sie zu singen, sei es im Familienkreis, beim Weihnachtsbaum, am «Currende-Singen» in den dunklen Strassen am frühen Weihnachtsmorgen oder an der Weihnachtsfeier in unserer schönen alten Kirche.

Vreni Gysin, Apothekerin, Grandson

Im Kindergarten

Als Kindergärtnerin ist mein grösstes Anliegen, dass den Kindern die Geschichte der Geburt Jesu zum Erlebnis wird, dass sie das Jesuskind lieb bekommen und dass sie zeitlebens nicht mehr vergessen, warum wir Weihnachten feiern. Nach den Festtagen sagte ich einmal zu den Kindern, sie sollten die Augen schliessen und fest darüber nachdenken, was denn an Weihnachten daheim das Schönste gewesen sei. Es gab da vielerlei Antworten: der Christbaum, die Kerzen, das Singen mit Vater und Mutter, die vom Vater vorgelesene Weihnachtsgeschichte und immer wieder das Singen. Zu meinem Erstaunen sprach kein einziges Kind von Geschenken und Päckli. Es waren die Wärme und der Glanz der Weihnachtsstube, das Zeithaben füreinander und die Geborgenheit in der Liebe von Vater und Mutter, die den Kindern am

Vor ein oder zwei Jahren wurden verschiedene Stars des Schweizer Fernsehens gefragt, was sie am liebsten an Weihnachten tun. Weihnachten war – das ging aus ihren Antworten hervor – eine willkommene, längere Extrafreizeit, die man am liebsten an einem zauberhaften Ort, in einem zauberhaften Klima, in möglichst zauberhafter Gesellschaft verbringen wollte. Das war alles. Wir haben einige unserer Leser gebeten, uns zu schreiben, was Weihnachten für sie bedeutet. Hier einige Antworten darauf.



meisten bedeuteten. Es ist auch die Geborgenheit im Stall von Bethlehem, wo die Liebe sich Zeit nahm, Gestalt anzunehmen, und wo Menschen in der Ruhe von Gottes Gegenwart und Willen verweilen.

Ursula Wolfer, Kindergärtnerin, St. Gallen

Weihnachtsrummel im Damensalon

Ich bin in meinem zweiten Lehrjahr als Damencoiffeuse. Letztes Jahr begann bei uns im Geschäft der Weihnachtsrummel schon früh. Ich konnte mich gar nicht vorbereiten auf Weihnachten. Als dann der Heilige Abend, auf den ich mich so gefreut hatte, unvorbereitet da war, war meine ganze Freude verflogen. Es war einfach nicht Weihnachten, wie ich sie früher gefeiert hatte. Ich glaube, dieses Jahr wird es wieder so sein.

Eine schöne und sinnvolle Weihnacht, an die ich gerne zurückdenke, hatte ich in der Pfadi erlebt. Wie jedes Jahr machten wir auch damals eine Waldweihnacht. Neben einem mit Kerzen geschmückten Weihnachtsbaum zündeten wir ein Feuer an. Unser ganzer Trupp war dann einen Moment still. Wir schrieben jedes Einzelne unsern Vorsatz fürs neue Jahr auf einen Zettel und warfen ihn ins Feuer. Es war eine richtig weihnachtliche Stimmung.

Luzia Hodel, Luzern.

So ist Weihnachten für mich immer wieder ein Fest der Stille, in der neue Entschlüsse geboren werden für das neue Jahr; ein Horchen auf die Stimme Gottes, der in vielen historischen Dokumenten spricht, und ein Fest des Teilens, sei es mit meiner Familie oder mit Menschen, die mir gerade begegnen.

Christel Hellstern, Studentin, Heidelberg

Verloren

Angelus Silesius sagt sehr treffend, was auch ich als die Problematik von Weihnachten betrachte: «Und wäre Jesus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du wärest doch verloren.» Hier auf Erden heisst das u. a. für mich: Es fängt bei dir an; Friede mit Gott und Friede in dir. Ich werfe meine Sorgen auf Jesus und bin frei, für andere zu sorgen.

René Meier, Kantonsschüler, Kriens

Immer anders

Das Weihnachtsfest mit Baum, Kerzen, Geschenken, mit Familie und Freunden ist immer anders, je nach Zeit, Umgebung und Umständen. Weihnachten aber, die Geburt Christi, ist und war immer etwas, was sich tief in meinem Herzen vollzieht. Die unaussprechliche Liebe Gottes zu den Menschen wird mir wieder bewusst und füllt mich mit Geborgenheit und grosser Hoffnung.

Hélène Spoerri, Zürich

*Zeichnungen aus dem Kindergarten von Ursula Wolfer, St. Gallen
Scherenschnitte von Vreni Gautschi*



Ein Weihnachtsgeschenk für kleine Leute

MAUS UND ELEFANT, eine Zeitschrift mit Rätseln, Geschichten, Bastelvorschlägen, Kochrezepten, Interviews und vielen anderen Abwechslungen.

Hier eine Kostprobe aus der letzten Nummer: «Ich bin 8 Jahre alt, ich liebe meine Grossmutter. Eine Grossmutter – das ist eine Frau, die selbst keine Kinder hat und die darum die Buben und Mädchen von anderen Leuten liebt. Die Grossmütter haben nichts zu tun; sie sollen einfach da sein! Wenn sie mit uns spazieren, gehen sie langsam an den schönen Blättern und den Raupen vorbei. Sie sagen nie: «Komme schnell!» oder «Beil dich um Himmels willen!»

Sie sind dick, aber nicht zu dick, um uns die Schuhe zu binden. Sie tragen eine Brille, und manchmal können sie uns einen Zahn ziehen. Sie können auf die Fragen Antwort geben, zum Beispiel – warum die Hunde die Katzen nicht mögen und warum Gott nicht verheiratet ist. Wenn sie uns vorlesen, lassen sie nie etwas aus, und es macht ihnen nichts, wenn es immer die gleiche Geschichte ist. Jedermann sollte eine Grossmutter haben, besonders die, die kein Fernsehen haben. Die Grossmütter sind die einzigen Erwachsenen, die immer Zeit haben.»

'Maus und Elefant' erscheint sechsmal jährlich auf deutsch und französisch. Abonnement: Schweiz Fr. 6.–, Ausland Fr. 8.–, per Luftpost Fr. 10.–. Bestellungen: Redaktion 'Maus und Elefant', CH-1824 Caux.

Die Dimension des Vertrauens

... Weihnachten ist für mich eine Erinnerung an die Dimension des Kindes in mir, das vertrauen darf. Allerdings muss dieses Kind lernen, sein Leben bewusst anzunehmen, d. h. auch seinen aktiven Teil beizutragen, dass sich sein Leben als Teil eines sinnvollen Ganzen gestaltet. Der Weg von Weihnachten bis Ostern ist weit. Und doch haben Auferstehung und Geburt eine gemeinsame Wurzel, aus der auch das Sterben sinnvoll wird: das Vertrauen. Aus diesem Vertrauen kann Liebe zu den Menschen wachsen.

Wenn ich mich selbst erkenne und annehme, kann ich auch dem andern ein Bruder sein. All diese Erkenntnis und der Motor des Handelns daraus geschieht nur durch Stille.

Ein überfliessend Herz

Zum Gedenken an die englische Schauspielerin Phyllis Konstam-Austin (1907–1976)

Ende August dieses Jahres starb in England die Schauspielerin Phyllis Konstam-Austin, Frau des bekannten Tennisspielers der dreissiger Jahre H. W. «Bunny» Austin.

Ende der zwanziger und während der dreissiger Jahre arbeitete sie auf der Bühne an der Seite von berühmten Künstlern wie Laurence Olivier, mit dem sie eine persönliche Freundschaft verband. Sie erschien in Stücken von George Bernard Shaw und Galsworthy und in frühen Filmen von Alfred Hitchcock. 1938 begann Bunny Austin sein aktives Engagement für die Moralische Aufrüstung, dem sich Phyllis Austin zunächst widersetzte. Doch seit dem Krieg arbeitete sie an der Seite ihres Mannes für diese weltweite Idee, lange Zeit in besonders enger Zusammenarbeit mit Frank Buchman, und viele Jahre in Schauspielen und Filmen, die die christliche Botschaft und das Ideengut der Moralischen Aufrüstung dramatisieren. Nach 22 Jahren ständiger Tourneen und Reisen lebte sie während der letzten zwölf Jahre mit Gatte, Sohn und Tochter in London im eigenen Heim. Phyllis Austin war eine der Verantwortlichen für das Westminster Theater in London.

Der folgende Artikel wurde uns von Annette Wiethüchter zugeschickt, die im letzten Jahr mit der Familie Austin gelebt hat.

Wenn ich jetzt an Phyll denke, sehe ich sie vor mir mit strahlendem Gesicht und wie mit weit ausgebreiteten Armen – Ausdruck ihres weit offenen Herzens, das von grosser Liebe und warmem Mitgefühl für alle Menschen überfloss. In ihrer Gegenwart hatte ich immer das Gefühl, ganz besonders wertvoll für sie zu sein. Gleichzeitig wusste ich, dass alle anderen, die mit ihr zu tun hatten, genau das gleiche Gefühl hatten, was aber in mir keineswegs Eifersucht auslöste. Ihr Herz war gross genug, um allen Menschen darin einen ganz besonderen Platz einzuräumen.

Durch ihre Liebe mir gegenüber und durch ihr Verständnis frei von Verurteilung lernte ich verstehen, dass wir Menschen nicht in erster Linie Kritik brauchen, um uns zu ändern, sondern zuallererst die Hoffnung und den festen Glauben, dass wir uns überhaupt ändern können, d. h. dass Gott uns ändern kann. Phyll war in ihrer Kritik an mir vollkommen direkt und sachlich, aber ich wusste, dass sie an mich glaubte und eine Vorstellung davon hatte, wie ich sein kann und welche Möglichkeiten in mir stecken. Dadurch fand ich den Willen, auch wirklich anzuhören und in mich aufzunehmen, in welchen spezifischen Punkten ich dieser Vorstellung nicht gerecht wurde. So wurde Phylls verzeihende Liebe die Brücke zu der noch viel grösseren verzeihenden Liebe Jesu Christi nicht nur für mich, sondern für die ganze Menschheit.

Das Leben mit Phyll war voller Abenteuer, unerwarteter Besucher und Ereignisse, voller Humor und Ansporn zu Dienst und Änderung. Sie war ständig in Bewegung, im Einsatz für Gottes Botschaft durch das Westminster Theater oder für einzelne Menschen.

Doch ihre Ausstrahlung war nicht oberflächlich. Sie wusste um ihre schwierige menschliche Natur. Früher war sie launisch und selbstbezogen gewesen, nur auf ihr eigenes Glück und ihren Erfolg als Schauspielerin bedacht. Mit ihrem Talent hätte sie eine brillante Karriere machen können, da sie in den dreissiger Jahren ein aufsteigender Stern am Film- und Theaterhimmel war. Lange Zeit rebellierte sie heftigst gegen Gott und das christliche Engagement ihres Mannes Bunny. Doch dann entschloss sie sich, zusammen mit ihm alles für Gottes Wirken in der Welt einzusetzen. Damals begann Gott, ihre Natur zu verändern. Zum Beispiel konnte sie als Jüdin, deren deutsche und französische Verwandte in Konzentrationslagern gelitten hatten oder umgekommen waren, den Deutschen verzeihen und mit ihnen zusammenarbeiten, um nach dem Krieg das Stück «Der vergessene Faktor» auf deutsch zu inszenieren. Sie gab ihre Karriere und jeden persönlichen Ruhm auf,

um lange Jahre ohne eigenes Heim durch die Welt zu reisen und Gottes Wahrheiten von der Bühne her und auf andere Weise weiterzugeben.

Vor einigen Jahren begegnete Phyll in London Mutter Teresa von Kalkutta, die einen tiefen Eindruck auf sie machte und von der sie einen ganz neuen Impuls zu geistlicher Tiefe und zum echten Mitleiden und Mitempfinden bekam. Von daher erhielt ihre Hingabe ohne Reserven eine zusätzliche Wärme und Glaubensdimension, die aus Phyll mit ihrem natürlichen Humor und dramatischen Talent (sie lebte in Superlativen!) einen ganz besonderen Menschen machten. Sie ermutigte jeden, für den sie sorgte, zu suchen und zu fragen und «geistliche Schätze zu sammeln».



Phyllis und Bunny Austin mit Sohn John und Tochter Jenny

Doch will ich damit nicht sagen, dass sie ein vollkommener Mensch war, dem Selbstlosigkeit und Einsatzbereitschaft mühelos zufielen. Auch sie musste eine tägliche und stündliche Übergabe ihres Willens an Jesus Christus vollziehen. Sie brauchte Ihn, um ihre instinktiven Reaktionen und Abneigungen zu überwinden.

Eines Tages erschien zum Beispiel spät abends unerwartet ein walisischer Student an der Tür, geschickt von gemeinsamen Freunden. Unrasiert, ungekämmt, in schmutzigem Anorak und mit stark linksorientierter Lebenseinstellung erschien William der Familie und besonders Phyll zunächst als ein sehr zwielichtiger Typ. Doch um Gottes willen öffnete sie ihm ihr Herz und hatte ein langes Gespräch mit ihm über Gott und die Welt und über sein Leben. In den kommenden Monaten erschien William immer wieder, um mit Phyll und Bunny über seine Probleme und Familiensituation zu sprechen. Phyll sagte öfters scherzend: «William ist sicher einer von den Menschen, die mich in den Himmel bringen werden.» Nach ihrem Tode schrieb William an Bunny Austin: «Ich werde sie sehr vermissen. In meinem Leben hat Christus sie gebraucht, um mich zum Leben zu erwecken. Gott heilt mich jetzt und führt mich, wie ich es nie für möglich gehalten hätte; und Tag für Tag werde ich neu geschaffen.»

Annette Wiethüchter

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Silvia Zuber, Regula Hirzel, Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Fritz Hirschnher, Michael Herwig, Postfach 330 126, D-54 Koblenz I

Administration: Postfach 218, CH-6002 Luzern, Postcheckkonto 60-2680, Caux Verlag, Luzern

Abonnement: Schweiz: Fr. 22.–, übrige Länder: sFr. 25.–

Druck: Verbandsdruckerei AG Bern